

|                     |   |
|---------------------|---|
| <b>Zeitschrift:</b> | Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde |
| <b>Herausgeber:</b> | F. Pieth  |
| <b>Band:</b>        | - (1923)  |
| <b>Heft:</b>        | 1   |
| <b>Artikel:</b>     | Ein bündnerischer Aristokrat und der König von Frankreich                                   |
| <b>Autor:</b>       | Rufer, Alfred   |
| <b>DOI:</b>         | <a href="https://doi.org/10.5169/seals-396288">https://doi.org/10.5169/seals-396288</a>     |

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

so hoch vom Boden, daß kein noch so großer Mann es mit der Hand erreichen mag. Es ist ganz aus Stein gehauen, in dieser Form, und man sieht verschiedene Eisenstangen, die für mehrere Anhängeschlösser dienten, welche den Sarkophag verschlossen, nicht nur querüber, sondern auch der Länge nach.

Etwas anderes habe ich nicht entdecken können. Es mag sein, daß wenn die Inschriften durch eine in der deutschen Sprache bewanderte Person geprüft würden, sie etwas mehr herausbringen könnte. — Über das Leben des Heiligen erwarte ich eine Antwort aus Novarra.

Tinzen, 27. Mai 1643.

Fra Francesco Maria da Vigevâno, Capucino.“

(Fortsetzung folgt.)

### **Ein bündnerischer Aristokrat und der König von Frankreich.<sup>1)</sup>**

Von Alfred Rufer, Münchenbuchsee.

Die bündnerische Familie Salis besaß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter ihren zahlreichen Gliedern eine ganz merkwürdige Persönlichkeit. Baptista war ihr Name und Bondo im Hochgericht Bergell ihr Heimatort. Mehr oder weniger hielten die Zeitgenossen Baptista für einen Narren, und er tat vieles in seinem Leben, das ein solches Urteil rechtfertigte. Allein damit ist seine Psychologie noch nicht erschöpft. Vielmehr steckte in ihm ebenfalls so etwas wie ein Prophet, was allerdings seinen Mitbürgern gewöhnlich entging. Wer sich aber heute ein wenig mit ihm zu beschäftigen hat, der wird sofort gewahr, daß in seinen Schriften und Briefen das Lächerliche und Erhabene, das Falsche und Wahre oft sehr nahe beieinander liegen.

Wie manche seiner Standesgenossen, begann Baptista seine Laufbahn als Landvogt im jenseitigen Rätien, zu Morbegno im Veltlin. Hierauf nahm er eine Zeitlang teil an den politischen Kämpfen in herrschenden Landen und präsidierte im Winter 1766/67 sogar eines jener berüchtigten Strafgerichte, wozu seine Landsleute bisweilen ihre Zuflucht nahmen, um unbequeme Geg-

<sup>1)</sup> Aus dem „Kleinen Bund“ abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers und Verfassers.

ner zu vernichten. Allein die Enge der heimatlichen Täler genügte seinem Ehrgeiz und Tatendrang bald nicht mehr. Es gelüstete ihn darnach, auf der großen Weltbühne eine aktive Rolle zu spielen und als Reformator der Menschheit seinen Namen in die Jahrbücher der Geschichte einzutragen. Leider fehlten ihm die Mittel zur Erreichung dieses Ziels gänzlich. Denn er verfügte über keine der Eigenschaften, denen seine zahlreichen Familiengenossen ihr Emporkommen in der Heimat und Fremde verdankten. Ihre weltmännische Bildung, ihre politische Begabung und ihr Blick für das Mögliche und Erreichbare gingen ihm völlig ab. Dagegen war er im Grund ein bornierter Fanatiker, versessen auf seine Ideen und Einfälle, dem Absoluten nachjagend, in der Chimäre sich verlierend, unfähig, die Menschen und Dinge in ihrer Wirklichkeit und Bedingtheit zu sehen, vor allem jedoch erfüllt von einer maßlosen Überschätzung des eigenen Ichs, die man füglich als Größenwahn bezeichnen darf. Er hielt sich tatsächlich für ein Werkzeug des Himmels, bestimmt, seine Mitmenschen zu beherrschen und glücklich zu machen, und wer es wagte, seine göttliche Sendung oder die Vortrefflichkeit seiner Gedanken anzuzweifeln, dem schleuderte er flugs von der Höhe seiner vermeintlichen Unfehlbarkeit den Vorwurf der Ehrlosigkeit und Gottlosigkeit ins Gesicht.

Seiner Veranlagung gemäß beschäftigte sich Baptista zeitlebens mit dem Herrscherproblem, und schon in jungen Jahren verfaßte und veröffentlichte er darüber eine besondere Schrift, die mehrere Auflagen erlebt zu haben scheint, von uns aber nirgends aufgetrieben werden konnte. Er wandte sich auch an verschiedene Potentaten, unterbreitete ihnen allerhand Pläne, trug ihnen sogar seine Dienste an. Vom bayerischen Kurfürsten erhielt er den Titel eines Geheimrats. Damit gab er sich jedoch nicht zufrieden, sondern reiste 1771 persönlich nach Wien und suchte den dortigen Hof zu bewegen, ihn zum Minister für die protestantische Bevölkerung zu ernennen. Von einer Versöhnung und Vereinigung der christlichen Kirchen träumend, wünschte er, daß in allen Pfarrkirchen jede Woche wenigstens ein Gottesdienst gehalten werde, „der römisch-katholisch, lutherisch und reformiert zugleich sey“. „Wenn Ew. Kayserl. Majestät, nachdem Allerhöchstdieselben mich recht kennen, finden werden, daß ein einziger Allerhöchstdero Minister Ew. Kayserl. Majestät

Hulde so verdienet als ich, oder Allerhöchstdenenselben und dero Unterthanen so nützlich und erfreulich ist, also lassen Ew. Kayserl. Majestät mich als einen Betrüger aufhängen.“ So schrieb Baptista in einer seiner Einlagen. Der Hof aber ließ den Frechling vor die Türe setzen.

Salis kehrte in seine Berge zurück, enttäuscht, aber nicht gewitzigt. Was ihm in Wien mißglückt war, das hoffte er nun in Versailles zu erreichen. Da uns einige seiner Briefe an den französischen Hof zu Gesichte gekommen sind, so wollen wir diesen neuen Versuch zur Ergötzung des Lesers hier etwas eingehend erzählen.

Es war im Jahr 1774. Ludwig XVI. hatte soeben den Thron bestiegen. Obschon bereits seit fünf Jahren mit einer Tochter Maria Theersias verheiratet, war seine Ehe bis jetzt gleichwohl kinderlos geblieben. Diese Tatsache entging unserm Schloßherrn in seiner Weltabgeschiedenheit nicht. Im Gegenteil sann er ernsthaft darüber nach. In der Kinderlosigkeit des Königs-paares erblickte er nichts anderes als ein Symptom der physischen und moralischen Verkommenheit des französischen Vol-kes. Er wähnte jedoch auch die Mittel zu kennen, um Lud-wig XVI. und Marie Antoinette zu einem Thronerben und ihrem Reich wieder zu seiner früheren Blüte zu verhelfen. Deshalb be-schloß er, seine Heilkunst dem französischen Hof anzubieten, in der bestimmten Erwartung, daß dieser ihn alsdann zu sich rufen würde. Schon sah sich Baptista in Gedanken in den Prunksälen des Versailler Schlosses, hier als intimer Berater des allerchrist-lichsten Königs und seiner Minister am Wohl Frankreichs und seines Herrscherhauses arbeitend, derweil seine Vettern und Standesgenossen sich mit der subalternen Rolle begnügen muß-ten, draußen für die Sicherheit des Monarchen zu wachen. Und schon labte er sich am Vorgefühl des ihm jetzt sicher winkenden Ruhmes, der ihn, den in den heimatlichen Tälern Verlachten und Verkannten, über alle seine Mitbürger weit emporheben würde.

Mit der ihm eigenen Keckheit ging er ans Werk. Er schrieb an den ersten Minister Ludwigs, den Grafen von Vergennes, einen Brief, den wir freilich nicht kennen, ebensowenig wie die darauf erteilte Antwort. Aber sie wirkte ermutigend auf Salis, so daß er nunmehr offen den Wunsch äußerte nach einer An-stellung am Hof, um dem Könige dasjenige einzuflüstern, was

seine Umgebung nicht Zeit habe zu erlernen. Da er offenbar nicht geläufig französisch sprach, so erklärte er sich bereit, alle Vorschläge schriftlich einzureichen. Als besondere Auszeichnung begehrte er nichts anderes als den weißen Adlerorden des Königs von Polen, „der in den Augen der Höflinge, die nur auf Äußerlichkeiten sehen, die Anstrengungen meines Geistes, die Reife meines Urteils und das Alter meiner Familie auszeichne“.

Auch dieser Brief nahm den Weg nach Versailles. Eine Antwort darauf erfolgte jedoch nicht.

Am 20. September 1774 schrieb Baptista wieder an Vergennes. Er schickte ihm auch die dritte Auflage seines Buches über den Herrscher und äußerte die Erwartung auf einen günstigen Bescheid.

Vergennes ließ sich aber nicht vernehmen.

Baptista griff daher am 17. Oktober neuerdings zur Feder und verfaßte eine vierte Epistel. Darin sagte er, er zähle auf eine überaus günstige Antwort, da der König und sein Minister das Gute nicht lieben würden, wenn der Inhalt seiner Briefe ihren Wünschen widerspräche. „Wenn Ihre Majestät und Eure Excellenz meine Grundsätze nicht billigen würden, so könnte man für Sie weder eine aufrichtige Verehrung empfinden, noch Ihnen mit Freuden und Segen dienen.“ Und wieder fügte er zwei Exemplare seiner Schrift bei.

Da der Postbote immer noch kein Missiv aus Versailles brachte, so sah sich Baptista veranlaßt, unterm 9. November an Vergennes ein noch dringlicheres Schreiben abgehen zu lassen. Darin deutete er an, daß ein einziger seiner Pläne geeignet wäre, Frankreich viele Millionen einzutragen. Dieses Argument sollte den stets in Geldnöten steckenden Hof nun doch bewegen, ihn zu rufen.

Allerdings brach Vergennes jetzt sein Stillschweigen. Daß der Verfasser der Briefe aus Bünden ein übergeschnappter Patron war, das bewiesen sie schon zur Genüge; nötigenfalls aber konnte der Minister bei einem der am Hof anwesenden Bündner Offiziere noch genaueren Aufschluß über die Persönlichkeit Baptistas einholen. Am 24. November schrieb er ihm, er habe seine verschiedenen Briefe erhalten, wie auch die beigelegte deutsche Schrift. „Da jedoch weder der König noch ich selbst der deutschen Sprache mächtig sind, so war es nicht möglich,

sich die erhabenen Gedanken, die das Buch ohne Zweifel enthält, zunutze zu machen.“ Das war alles. Über den Inhalt der Briefe, alle in französischer Sprache verfaßt, ging Vergennes mit ironischem Lächeln einfach hinweg.

Noch bevor indes diese verächtliche Antwort, die Salis jegliche Lust zur Fortsetzung seiner Zudringlichkeiten nehmen sollte, letzterem zugekommen war, hatte er in seiner Ungeduld an einen andern Minister Ludwigs XVI. geschrieben. Diesen Brief, vom 5. Dezember 1774 datiert und an Maurepas gerichtet, leitete Baptista mit einer Beschwerde wider zwei Höflinge ein, denen er sein Buch auch geschickt hatte mit der Bitte, es dem Könige vorzulegen, von denen er jedoch einen solchen Bescheid empfing, der seine Hochachtung für die beiden bedeutend verringert hätte. Dann fuhr er fort: „Wenn der König Kinder wünscht, so möge er einen allgemeinen und feierlichen Bußtag für das ganze Reich verordnen, an dem auf allen Kanzeln eine vom Bischof Senez verfaßte Predigt gehalten werden soll wider die Sinnlichkeit, die das Verbrechen und die Strafe aller Franzosen ist, indem sie Körper und Geist sowohl der Könige wie der Untertanen angesteckt und vergiftet hat. Der Gott der Barmherzigkeit braucht nicht zu strafen, wenn wir öffentlich und in Demut unsere Sünden bekennen. Verfährt der König auf diese Weise, so liegt dann mir ob, das Gebet zu verfassen, das er und die Königin zu verrichten haben.“ Salis beteuert, daß er kein Charlatan sei. Er fürchte die Prüfung seines Heilmittels nicht, weil er die Gewißheit besitze, daß er dabei nur gewinnen werde, und er erklärt sich weiterhin bereit, auf Wunsch auch den im letzten Brief an Vergennes angedeuteten Vorschlag näher zu entwickeln.

Mittlerweile bekam er von Versailles die Antwort vom 24. November. Er geriet darob in mächtigen Zorn. Wie! Ein französischer Minister wagte es, ihn mit derartiger Gering-schätzung zu behandeln und sich lustig zu machen über seine, der reinsten und echtesten Liebe zur Menschheit entsprungenen Absichten! So etwas konnte nur ein nichtswürdiger, frivoler Mensch tun, ein Verächter aller Tugend und Religion, sagte sich Baptista. Er setzte sich an den Schreibtisch und gab seiner Wut gegen Vergennes in einem neuen Schreiben an Maurepas Ausdruck. Wenn Vergennes nicht deutsch kann, so kann er

doch französisch, polterte er. Würde er, Salis, seinen Briefwechsel mit Vergennes veröffentlichen, so wäre dieser Minister in den Augen aller tugendhaften Menschen gerichtet. Da jedoch dadurch zugleich die Ehre dessen, der den Nichtswürdigen angestellt habe, kompromittiert würde, so wolle er darauf verzichten. Der König, wie Maurepas, haben sich täuschen können oder wurden hintergangen, meint er. „Aber jetzt ist keine Täuschung mehr zulässig, und es erfordert das Seelenheil des Herrn von Vergennes, wie das Glück des Königs und dessen Völker, daß dieser Minister einen ganz gehörigen Verweis erhalte. Denn meine Gnade wird ihn nicht erretten ohne diejenige Gottes und seine eigene Reue.“ Und Salis fügt bei: „Wenn der König und Sie ... gewissenhaft und religiös sind, so können meine Prinzipien und meine Briefe Ihnen nicht mißfallen. Allein wenn es unmöglich wäre, gleichzeitig Gott, dem Könige und Ew. Excellenz zu gefallen, so müßte ich ein gottloser Feigling sein, würde ich Ihre Zustimmung nicht verachten.“

Am 10. Dezember schrieb Baptista wieder einen Brief voll religiöser Betrachtungen an denselben Minister, und da er in seinen Meditationen stets neue Gründe fand, um sein Anliegen zu empfehlen, so verging kaum eine Woche, bis er noch einen weiteren nach der Residenz Ludwigs XVI. abgehen ließ. Darin sagte er mit Bezug auf die Sterilität Marie Antoinettes, auch seine Ehe sei lange Zeit unfruchtbar gewesen und die Furcht, sie möchte es stets bleiben, habe seiner Frau starken Kummer bereitet; nicht aber auch ihm, da er Gott besser kannte und darum stets zuversichtlich blieb. Jetzt werde ihm bald das achte Kind geschenkt werden, ohne daß er Zuflucht genommen habe zu menschlichen oder künstlichen Mitteln. Der Brief schloß mit einem heftigen Ausfall gegen das französische Erblaster.

Neujahr kam, ohne daß Salis irgendeine Antwort von Maurepas empfing. Er wurde darum noch dringender. Je mehr seine Briefe und Schriften ihm Anspruch geben auf das königliche Wohlwollen, desto weniger dürfe er, Maurepas, es unterlassen, die Würdelosigkeit des Herrn von Vergennes gutzumachen. So äußerte er sich unterm 23. Januar 1775 und schloß sein Schreiben mit dem feierlichen Spruche: „Gott rufe ich zum Zeugen an; er wird richten zwischen Ew. Excellenz und mir; sofern Sie dem Könige meine Schreiben vorenthielten oder

versucht sein sollten, mir nicht gehörig und auf anständige Weise zu antworten. Die Hoffnung, daß Ihre Unpäßlichkeit, von der die Zeitungen berichten, die einzige Ursache Ihres so langen Stillschweigens sei, bewahrt Ihnen noch die respektvolle Verehrung, mit der ich stets sein möchte Ihr Diener usw.“

Allein alle Vorstellungen, Beschwörungen, Verheißenungen und Drohungen Baptistas fruchteten nichts. Maurepas würdigte ihn keiner Entgegnung, und schließlich verstummte er gleichfalls. Nicht daß er sein Vorhaben bereits aufgab. Aber er sagte sich, daß er sich geirrt hatte in der Annahme, durch Vermittlung der Minister zu seinem Vertrauensposten beim König zu gelangen. Wenn dieser ihn nicht rufen ließ, so gab es für unsren Aristokraten aus Bondo keine andere Erklärung, als daß seine Anträge von Vergennes und dessen Kollegen ihrem Gebieter verheimlicht worden waren. Darum beschloß er, sich direkt an Ludwig XVI. zu wenden und ihm seine treulosen Diener zu entlarven.

Doch ließ er fast ein ganzes Jahr vergehen, bis er seinen Entschluß ausführte. Sein Schreiben an den König, datiert vom 30. Dezember 1775, ist ganz im selben Stil verfaßt, wie diejenigen an Vergennes und Maurepas, die er sämtliche in Abschriften beilegte. Wenn er seine Briefe, sowie die würdelose Antwort des erstern und das ebenso empörende Stillschweigen des letztern öffentlich bekannt machte, so würde er damit nicht nur die zwei Herren in den Augen aller Gutdenkenden bloßstellen, sondern auch den Ruhm des Königs beeinträchtigen; denn das Publikum, das wohl wisse, daß der König die beiden zu seinen Ministern gemacht habe, könne ja nicht zugleich wissen, daß er sie mißbillige. Darum erweise er, Salis, Seiner Majestät einen Dienst, für den sie ihm sicherlich dankbar sein werde, wenn er ihr zuerst die Briefe in aller Untertänigkeit unterbreite und ihre Befehle abwarte.

Da wiederum eine Woche nach der andern verging, ohne daß aus Versailles etwas bei Salis einlief, so griff er nochmals zum Kiel, um den König „mit untertänigstem Respekt“ daran zu erinnern, daß er bis jetzt noch keine Antwort, nicht einmal eine indirekte, erhalten habe.

Indes blieb auch diesmal die erhoffte Wirkung aus. Ludwig XVI. schwieg, und endlich mußte Baptista zu seinem großen Leidwesen feststellen, daß der französische Monarch, der

doch sonst den Kuf eines guten Christen besaß, von ihm ebenfalls nichts wissen wollte. Er sah sich also genötigt, seinen Versailler Traum zu begraben.

Drei Jahre darauf ließ Vergennes dem Freistaat der Drei Bünde die Geburt einer königlichen Prinzessin mitteilen. Ein Thronerbe folgte später auch noch nach. Baptista konnte daraus entnehmen, daß das Königspaar seine Heilkünste nicht nötig hatte.

Allein wer nun einmal wie er in der Einbildung göttlichen Herrscherrechts so befangen ist, der glaubt weder ruhen noch rasten zu dürfen, ehe er nicht alle Möglichkeiten erschöpft hat, um sich den Menschen aufzudrängen und die Macht über sie an sich zu reißen. Das Ausland lehnte ihn ab, teils verhöhnte es ihn, teils fertigte es ihn mit leeren Titeln ab, die seiner großen Eitelkeit wohl schmeichelten, ihn aber dennoch nicht befriedigten. Deshalb richtete er sein Augenmerk wieder auf die Heimat und im Jahre 1783 überraschte er seine Landsleute mit dem Vorschlage, sie möchten die Untertanenlande, das Veltlin, Bormio und Chiavenna, verkaufen.

Baptista verschwieg den Namen des Kauflustigen. Allgemein wurde jedoch angenommen, daß die Familie Salis hinter dem Vorschlage stecke. Das war falsch. Baptista handelte aus eigenem Antrieb und wollte das Land für sich kaufen. „Baptista, souveräner Fürst des Veltlins!“ Das klang immerhin schön genug und bot endlich die ersehnte Gelegenheit, das Herrschertalent zu betätigen. Woher er freilich das Geld, nahezu eine Million Gulden, zu nehmen gedachte, entzieht sich unserer Kenntnis.

In der Begründung warf Baptista den Gemeinden völlige Pflichtvergessenheit gegenüber dem untertänigen Volk vor und prophezeite dessen Abfall, wenn nicht Wandel geschaffen werde. Auf der andern Seite aber stellte er ihnen vor, was sich alles mit der Kaufsumme anfangen lasse, und dabei machte er Vorschläge, mit denen er seiner Zeit weit vorauseilte.

Aber alles nützte nichts. Die Gemeinden verwirrfen einhellig den Antrag. Der Henker verbrannte ihn auf öffentlichem Platz, und bei Todesstrafe wurde die Wiederholung ähnlicher Motionen verboten. Salis würde es schlecht ergangen sein, wenn nicht seine Geistesschwäche allgemein bekannt gewesen wäre, meldete

der österreichische Gesandte nach Wien. Noch immer galt bei den Bündnern in gewissem Sinn das Wort eines Venezianers, daß sie eher Frau und Kinder verkaufen würden als das Veltlin.

Überall abgewiesen und gedemütigt, verhielt sich Baptista fortan ziemlich still. Ob er durch die wiederholten Mißerfolge von seinem Größenwahn einigermaßen kuriert wurde, muß jedoch dahingestellt bleiben.

---

### Eine wichtige Urkunde zur bündner. Jagdgeschichte.

Mitget. von Oberstkorpskdt. Th. v. Sprecher, Maienfeld.

Herr Oberstkorpskdt. Th. v. Sprecher hatte die Freundlichkeit, dem Herausgeber des Monatsblattes die genaue Abschrift einer sehr interessanten Urkunde aus seiner Bibliothek zu übermitteln. Das Dokument wirft ein ganz neues Licht auf die Jagdgeschichte unseres Bündnerlandes, indem daraus hervorgeht, daß wenigstens die *Murmeltierjagd* als *ein Privatrecht* des Grund-eigentümers angesehen und öffentlich behandelt wurde. Uns ist noch nie eine Urkunde ähnlichen Inhaltes zu Gesicht gekommen, und wir wären sehr dankbar, wenn uns vom Vorhandensein weiterer ähnlicher Dokumente Mitteilung gemacht würde; denn es kann sich bei dem vorliegenden doch kaum um einen Ausnahmefall gehandelt haben.

Der in der Urkunde erwähnte Verkäufer ist der bekannte Bundslandammann und Oberst Hans Sprecher, der 1631 in Maienfeld, anscheinend auf Anstiften Richelieus, von einem französischen Offizier ermordet wurde. Er war der Bruder des Geschichtschreibers Fortunat Sprecher.

„Murmenthen brieff in Dürenbodner weidt.“

Ich Johann Sprächer von Berneck, Obrister, behenn hiermit Inn Khrafft diß, für mich und alle meine Erben öffentlichen und thuan khundt allermeniglichen, daß Ich deme hochwolgeachten Edlen vesten Herren Paul Buolen derzeiten Landtammann alhie uff Tafaas und seinen Erben, Recht, Redlichs, Immerwerend und ganz unwiderrüefflichen Kauffs, verkhaufft und übergeben habe, Namblichen denn halben Thaill der *Murmenten Rechti und gerechtigkeitheit* im ganzen Türen Bodenperg oder selbiger äzunge. Inmaßen Ich dann umb die deßwegen benant gerechte Kaufsumma vonn Ime Hn Landtammann als